

## Fritz Amstein

Autor(en): Richard Amstein

Quelle: Basler Jahrbuch

Jahr: 1924

<https://www.baslerstadtbuch.ch/.permalink/stadtbuch/4a0a3616-12cc-4e6a-9a69-82ef3cfaeda8>

### Nutzungsbedingungen

Die Online-Plattform [www.baslerstadtbuch.ch](http://www.baslerstadtbuch.ch) ist ein Angebot der Christoph Merian Stiftung. Die auf dieser Plattform veröffentlichten Dokumente stehen für nichtkommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung gratis zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrücke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger schriftlicher Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des vorherigen schriftlichen Einverständnisses der Christoph Merian Stiftung.

### Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Online-Plattform [baslerstadtbuch.ch](http://www.baslerstadtbuch.ch) ist ein Service public der Christoph Merian Stiftung.

<http://www.cms-basel.ch>

<https://www.baslerstadtbuch.ch>

## Fritz Amstein.

Von Richard Amstein.

---

In einer seiner wunderbar klaren und formschönen Biographien hat Andreas Heusler seinen Freund Wilhelm Vischer als einen jener seltenen Menschen bezeichnet, die reinen Herzens sind und eine anima candida in sich tragen. „Sie sind weniger unter den Großen dieser Welt zu treffen, welche die Geschicke von Völkern in der Hand haben, als unter den Stillen im Lande . . . Aber wo Pflicht und Gewissen sie rufen, stellen sie auch im Geräusche der Welt ihren Mann, oft um so nachdrücklicher und überzeugender, weil sie nicht ihre eigene Ehre suchen. So ist überall, wo sie auftreten, im Kleinen und im Großen, ihre Tätigkeit ein Segen für ihre Mitmenschen und schon ihr bloßes Dasein Glück und Wohlthat für sie . . .“

Zu den wirklich Stillen im Lande konnte freilich Fritz Amstein so wenig zählen wie Wilhelm Vischer, der Universitätsprofessor, der Kirchenrat, der Grobfrat und Präsident des Eidgenössischen Vereins; aber das Wesen des einen wie des andern war doch im tiefsten Grunde stille Bescheidenheit, Uneigennützigkeit, Liebe und Güte, kurz jene Eigenschaften, die das Wesen einer wirklichen anima candida ausmachen.

Geboren ist Fritz Amstein allerdings nicht in jenen alteingefessenen Bürgerkreisen, die seit Jahrhunderten das Stadtre Regiment in Händen hatten und es in seiner Jugendzeit immer noch führten; von unten her ist er gekommen und

hat mitgeholfen, seine kleinstbürgerliche freisinnige Schicht zum Siege und zur Herrschaft zu führen.

Und nicht nur von unten kam er, sondern auch von draußen, wenn er auch selber in Basel das Licht der Welt erblickte. Denn die Umstein, denen er zugehörte, stammten aus dem lieblichen Wila im zürcherischen Töftal, und erst sein Vater hatte das Basler Bürgerrecht erworben; seine Mutter aber war als Krankenpflegerin gar aus dem Württembergischen nach Basel gekommen. Und diese eigenartige zürcherisch-schwäbische Mischung hat auch sein Wesen bestimmt: das Zürcherische gab ihm den Optimismus und die sonnige Heiterkeit des Gemüths, das Schwäbische die kindliche Religiosität und damit auch die Treue und die Liebe zur Scholle, auf der er gelebt hat. So ist denn das Merkwürdige geschehen, daß dieser Neubürger sein Basel so stark liebte, wie nur die Besten seiner Altbürger, und daß er den Zauber des alten Basel in seinen unübertrefflichen Plaudereien so wunderbar festhalten konnte, wie es keiner seiner Zeit- und Ortsgenossen vermocht hat.

Mitten in diesem alten Basel ist er allerdings auch zur Welt gekommen, zwischen Birsig und Rhein, an der ehemaligen Kronengasse: dort, an der Ecke Tanzgäßlein-Kronengasse, gegenüber der jetzigen Buchdruckerei Krebs ist Friedrich Georg Umstein am 8. Februar 1853 geboren worden. Er war das dritte Kind seiner Eltern, des einstigen Stänzlens und nunmehrigen Ladendieners Johann Heinrich Umstein, der 1866 auch das Basler Bürgerrecht erwarb, und der Margaretha, geb. Schäfer. Zwei Kinder waren ihm vorausgegangen: Elise, geboren 1849, die später den Zürcher Kaufmann Jean Rambli, den Vater des jetzigen Pfarrers zu St. Theodor, heiratete, und die vor einigen Jahren gestorben ist, und Ernst, geboren 1850, der sich dem Beruf eines Chirurgen und Fußarztes zuwandte; zwei Geschwister folgten ihm nach: Benjamin, geboren 1856, der manche Jahrzehnte sein Tapissierhandwerk in Nouméa, der Haupt-

stadt Neu-Kaledoniens, ausübte, und Rudolf Emanuel, geboren 1859, der aber schon 1860 wieder gestorben ist.

Unterdessen waren die Eltern nach dem Leonhardstapfelberg umgezogen, und so erhielt Fritz Umstein auch seinen Elementarunterricht zuerst in der Gemeindeschule St. Leonhard. Dann aber war es den Eltern gelungen, aus eigenem Erspartem und mit fremder Hilfe sich am Fischmarkt das Haus „zum Brunnen“ zu erwerben und sich darin eine Badanstalt einzurichten, die in jenem Basel, dessen Privathäuser nur selten Badezimmer enthielten, sich bald eines großen Zulaufes zu erfreuen hatte. So trat denn der frische, fröhliche Knabe in die Gemeindeschule St. Peter über. 1861 finden wir ihn in der Realschule, der jetzigen Knabensekundarschule, dann im Realgymnasium, der jetzigen Realschule, und darauf in der Gewerbeschule, der jetzigen Oberrn Realschule. So vergingen für den Jüngling die fünfziger und sechziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts, in denen er das Glück hatte, neben einigen ganz unzulänglichen, mit Prügeln arbeitenden Pädagogen der „guten alten Zeit“ auch den glänzenden Deutschunterricht des „langen Becker“ und die klaren Mathematikstunden Kinkelins besuchen zu dürfen. Beide freuten sich über den aufgeweckten Jungen, auch wenn er kein Musterknabe war, am liebsten Karikaturen seiner Lehrer zeichnete und seine Aufsätze in Versen ablieferte, die ihm schon damals so leicht aus der Feder flossen.

Viel stärker aber als die Schule muß auf den jungen Menschen der Anblick des alten Basel und das Leben in der Kleinstadt gewirkt haben, die damals erst rund 40 000 Bewohner zählte. Die Leser des letzten Jahrbuchs wissen ja aus den Darlegungen Dr. Siegfrieds, wie gerade in jenen fünfziger und sechziger Jahren die Entfestigung Basels in die Hand genommen wurde. Noch standen die jahrhundertealten Mauern mit ihren Türmen und Toren — an das Steinentor hat Fritz Umstein Zeit seines Lebens nur mit innerer Bewegung zurückgedacht —, noch boten

Gräben, Gassen, Gäßlein, Bollwerke, Schanzen und der offene Birsig der Jugend Operationsgebiete von einer kaum mehr vorstellbaren Romantik. Abends aber saß man im Freien auf einem der Bänklein vor den Häusern des Petersbergs und erzählte sich graufige und gruslige Geschichten, wie die von einer in einem nahen Keller eingesalzenen Großmutter, die darum von den Ihrigen so sorglich konserviert wurde, weil sie lebenslänglich das Unrecht auf eine Pension genoß, die ihrem in holländischen Diensten verstorbenen Manne zugesprochen worden war, und weil man sie deshalb offiziell möglichst lange am Leben erhalten wollte. Oder man schaute und hörte den ungezählten Frauen und Mägden zu, die aus der nähern und der weitem Umgebung ins idyllische Höflein des Fischmarktbades hereinkamen und mit ihren Zubern und Eimern zum Lochbrunnen mit seinem ausgezeichneten kühlen Wasser hinunterstiegen und sich dabei das Neueste vom Leben der Kleinstadt erzählten. Drunten aber beim Lochbrunnen wurden in einem besondern, vergitterten Bassin auch die Fische aufbewahrt, die der Junge seinem Vater verkaufen half, wenn nicht gerade ein Hochwasser des unkorrigierten Rheins den Fischmarkt überflutet und schiffbar gemacht hatte, so daß man selbst die Leichen der in den nahen Häusern Verstorbenen auf Booten und Waidlingen abholen mußte. Alles das hat sich dem Knaben so unauslöschlich ins Gedächtnis geprägt, daß er sein ganzes Leben durch einen Reichtum mit sich trug wie wenige, und in der tiefsten Tiefe hat es ihn ergriffen, als er in den letzten Jahren seines Lebens das Glück genoß, einmal in Rothenburg an der Tauber zu weilen, und als er dort noch einmal in Mauern und Thürmen, in Gräben und Gäßchen alles das leibhaftig vor sich stehen sah, was die Freude und das Entzücken seiner Jugend gewesen war.

Unterdessen war bei Spiel und erster Arbeit zuhause und in der Schule unvermerkt die Zeit der Berufswahl herangefommen. Am liebsten wäre Fritz Umstein ans Poly-

technikum und nach Zürich gezogen, wohin sich eben seine liebe Schwester verheiratet hatte, und wo er einmal auf einer Reise mit seinem Vater in der „Opfchammer“ beim Wirtspaar Körner auch Gottfried Keller gesehen hatte; das Studium der Ingenieurwissenschaft hätte ihn gelockt. Aber Direktor Autenheimer riet ihm, sich zunächst der Praxis zuzuwenden, und so trat er etwas vor 1870 bei der Firma Sädlin & Autenheimer im „Dalbeloch“ als Lehrling ein und erlernte dort während 3½ Jahren den Mechanikerberuf. Wieder weitete sich sein Anschauungskreis, und manches Köstliche, was er gesehen hatte, faßte er an einem Jahresfest der Angestellten in einem übermütigen Stücklein zusammen, das ihm die Liebe und den Beifall seiner Mitarbeiter eintrug. Aber auch der Ernst des Lebens fehlte nicht, und er zeigte sich ihm besonders eindrücklich, als bei einem Ausgang, den er über das morsche Dächlein des Wasserrades antrat, dieses plötzlich einbrach, so daß er vom laufenden Rade auf die Schaufeln genommen wurde. An einem Faden hing in jenem Augenblicke sein Leben; aber die gute Fügung wollte es, daß im gleichen Momente der Maschinenmeister gerade beim Wasserrade stand, das Krachen hörte und ohne zu wissen, was sich ereignet hatte, automatisch das Rad abstellte. Hans Preiswerk, der spätere Abwart des Bernoullianums, war es gewesen, der dem Lehrling das Leben gerettet hatte; Fritz Amstein hat es ihm nie vergessen und ist später in täglichem Verkehr und in naher Freundschaft mit dem ausgezeichneten Praktiker und dem humorgesegneten Menschen verbunden geblieben. An einem eiskalten Wintertag hatte sich der Unfall ereignet; Fritz Amstein aber, seiner robusten Natur vertrauend, hatte in den nassen Kleidern ruhig weitergearbeitet und war in ihnen auch heimgekehrt. Dafür warf ihn jedoch ein furchtbarer Gelenkrheumatismus aufs Lager und ließ ihn erst nach einem ganzen schmerzreichen halben Jahr wieder zur Genesung gelangen.

Die Praxis hatte Fritz Amstein so sehr zugesagt, daß er nun nicht mehr Lust empfand, zur Theorie zurückzukehren, sondern als alter Freund der Tore und Türme sich dem Spezialgebiet der Turmuhrenfabrikation widmen wollte. Noch hatte er die bewegten Julitage von 1870 in Basel miterlebt, als die eidgenössischen Truppen, mit Jubel begrüßt, in Basel einzogen; noch hatte er staunend die Kunde von den Herbst- und Winterzügen der Deutschen vernommen, die in Basel, dem der Neuenburgerhandel von 1856 und 57 in unangenehmer Erinnerung geblieben war, mit gemischten Gefühlen aufgenommen wurden; er erinnerte sich an den Einzug der Preußen in Burgfelden, wo die Basler in Teuerungszeiten gern etwa das billigere Brot holten; er hörte beim Schlittschuhlaufen auf dem alten Rhein bei der Schusterinsel den Donner der deutschen Kanonen vor Belfort und sah mit Mitleid und Hilfsbereitschaft dem Einmarsch der Bourbakisoldaten in Basel zu. Dann aber trieb es ihn wie die Handwerksburschen und die fahrenden Leute, mit denen ihn sein ganzes Leben hindurch ein Gemütsverhältnis verbunden hat, hinaus in die Welt. Irgendwo im Zürichbiet übermannte ihn wie einen Wandergesellen, den er unterwegs getroffen hatte, der Hunger; aber das Geld war ausgegangen, und so bettelten die zwei, als sie im nächsten Dorf das frische Brot einer Backstube rochen, kurzerhand um ein Stück Brot, das ihnen nebst einem großen Teller Suppe freundlich verabfolgt wurde. Kurz darauf fand Amstein aber Arbeit bei der auch heute noch bekannten Firma Mäder in Andelfingen, wo allerdings nach der Sitte jener Zeiten noch von morgens 6 Uhr oft bis abends 10 Uhr gearbeitet werden mußte; aber der junge Geselle liebte die Arbeit, wie sie ihm auch bis zu den letzten Tagen Bedürfnis und Notwendigkeit geblieben ist. Von Andelfingen zog er darauf ins eben deutsch gewordene Elsaß, nach Straßburg zu Schwillgué frères, wo er unter anderm auch die Zeiger der Turmuhr des St. Johannstors mitverfertigen half; bald

aber trieb's ihn wieder in die Ostschweiz, diesmal nach St. Gallen zu Jakob Hugelshofer, wo er Sonntags oft seine Streifzüge aufs nahe Appenzellerland ausdehnte und auf dem Klavier, das er ohne Unterricht glänzend beherrschte, dem fröhlichen Völkchen dort oben gern zum Tanz aufspielte. In St. Gallen trat dann auch das große Glück in sein Leben: er lernte die frohgemute Tochter des Hauses, Hermine Hugelshofer, ein Mädchen von seltener Vollendung und wunderbarer Harmonie, kennen, und fand auch ihre Liebe.

Inzwischen war Fritz Amstein kurz vor dem Tode seines Vaters wieder nach Basel zurückgekehrt und war im Juli 1875 zur Übernahme des Bades mit seinem Bruder als mehrjährig erklärt worden. Er selber übernahm den mechanischen Teil der Anstalt, und als im Oktober der Vater, erst 57 Jahre alt, dahingeschieden war, kam in vermehrtem Maße das Heimweh nach seiner Braut in St. Gallen über ihn. So ließ er sie denn zu Beginn des Februar 1876 nach Basel kommen und ließ sich mit ihr von dem Pfarrer, der sie in St. Gallen konfirmiert hatte, von dem eben nach Basel ans Münster berufenen Zwingli Wirth, dem Hauptführer der gerade auch in Basel eindringenden kirchlichen Reform, trauen. Die glückliche Ehe, der fünf Kinder entsprossen, drei Knaben und zwei Mädchen, dauerte über 35 Jahre.

Ruhig lag der jung Verheiratete in der Badeanstalt seiner Arbeit ob; das öffentliche Leben schien ihn weiter nicht zu interessieren, nachdem zu seiner Freude die Bundesverfassung von 1874 glücklich unter Dach gebracht war. Nur hier und da trieb es ihm die Feder in die Hand, und er sandte dem kleinen Fortschrittsblatt, dem „Schweizerischen Volksfreund“, den eben ein unternehmungslustiger Kaufmann, Hugo Schwabe, übernommen hatte, von Zeit zu Zeit ein originelles Referat über einen Vortrag, den er am Abend irgendwo mit angehört hatte. Ihm selber machte es, wie jedem jungen Menschen, wohl Vergnügen, seine Einsendungen in einer Zeitung gedruckt zu sehen; aber alle weitergehenden

Gedanken blieben ihm fern. So war es ihm auch die größte Überraschung, als er am 10. Mai 1878, am Hebelstage, schwarzberuft in seinem Mechanikerschurz ins Höflein der Badeanstalt herausgerufen wurde und dort Hugo Schwabe traf, der ihn bat, vorläufig jede Woche einige Vormittage auf die Redaktion an der oberen Freienstraße zu kommen und bei der Arbeit helfend Hand anzulegen. Nach kurzer Bedenkzeit sagte Fritz Amstein zu — der Bruder hatte sich einverstanden erklärt —, und so saß er nach wenigen Wochen schon als vollbeschäftigtes Mitglied auf der Redaktion der Zeitung, der er ganze 44 Jahre bis zu seinem Tode seltene Treue halten sollte.

Nur wenige Leser dieser Zeilen sind wohl imstande, sich einen Begriff davon zu machen, welche gewaltige Arbeit und Selbsterziehung diese Umstellung im Beruf von Fritz Amstein forderte. Die Schule hatte ihm nicht zuviel geboten; in der Praxis war seinem Gedächtnis manches für den neuen Beruf Wichtige entschwunden; und die Hauptsache — politische und kirchliche Kämpfe seiner Heimatstadt, hatten ihn, den vor kurzem erst aus der Fremde Heimgekehrten, nicht über das übliche Maß hinaus interessiert. Und nun saß er in der Redaktion der Zeitung, die damals zwar noch nicht mehr als 700 bis 800 Abonnenten zählte, die aber das Sprachrohr der freisinnigen Altbaslerschicht war und nun die seit 1875 stimmberechtigten Niedergelassenen aus der übrigen Schweiz um sich sammeln wollte. Da fing Fritz Amstein beim Kleinsten an, erzählte den Alten und den Neuen in seinem Blatt in seiner eigenartigen, von köstlichem Humor getragenen Weise von den bisher kaum beachteten Dingen dieser Stadt, von einem kleinen Mißgeschick, von einer originellen Gerichtsszene, die er mitangesehen und angehört hatte, von den Häusern am Nadelberg und begann Erlebnisse der Woche in seinen köstlichen Plaudereien zusammenzufassen; die Schützenfestplaudereien von 1879 sind noch manchem seiner überlebenden Mitbürger unvergeßlich.

Inzwischen aber wuchs er in stetem Kontakt mit den Männern um Klein und Brenner auch in die Politik hinein. Krise und Reaktion zu Ende der 1870er Jahre hatten Basel, das 1875 zum erstenmal eine mehrheitlich freisinnige Regierung und einen ebensolchen Großen Rat erhalten hatte, noch einmal in konservative Hände gebracht, und Regierungsrat Klein, der Hauptführer der Radikalen, war vom Großen Rat, der damals noch Wahlbehörde war, aus der Regierung entfernt worden. Da sammelte sich alles, was freisinnig war, in den verschiedenen Quartieren zum entscheidenden Kampf vom 24. April 1881; der Haupttrüser im Streit aber war der „Volksfreund“, dem Fritz Amstein zum erstenmal seine gewandte Feder zu solchem Kampf zur Verfügung gestellt hatte. Der Sieg fiel denn auch den Freisinnigen zu, die zwei Drittel der Sitze für sich eroberten und nun für 25 Jahre die absolute Mehrheit im Großen Rat behielten; unter den Gewählten aber befand sich neben dem fünfundzwanzigjährigen Dr. Ernst Brenner auch der achtundzwanzigjährige Fritz Amstein, der von da an ununterbrochen bis zum 24. April 1920, also genau 39 Jahre, unserer gesetzgebenden Behörde angehören sollte.

Eine kleine Vorübung im Kampfe war für ihn derjenige gewesen, der wenige Monate nach seinem Redaktionsantritt, im Herbst 1878, auf kirchlichem Gebiete ausgefochten worden war. Damals galt es, einen zurüdtretenden positiven Pfarrer von St. Peter zu ersetzen, und die Reformrichtung, die im Münsterquartier bereits ihren Zwingli Wirth und im Leonhardsquartier Alfred Altherr durchgesetzt hatte, beanspruchte nun auch einen Sitz im Petersquartier. Mit Leidenschaft wurde dieser Kampf vom „Volksfreund“ durchgeföhrt und von Haus zu Haus die freisinnigen Männer zur Wahl in der Kirche gesammelt: so siegte auch mit einem halben hundert Stimmen Mehrheit der Kandidat der Reformpartei, der Zürcher Pfarrer Paul Böhlinger, der als nun allseitig geachteter Professor der Theologie in voller

körperlicher und geistiger Frische immer noch unter uns weilt, und der mit Fritz Amstein bis zu seinen letzten Tagen in ungetrübter Freundschaft verbunden geblieben ist.

So war der junge Redakteur, der eigentlich seinem ganzen Wesen nach dem Streit und dem Kampf abhold gewesen ist, mitten in diesen gewaltigen Kampf von Alt- und Neubürgertum hineingerissen worden und mußte ihn in seiner politischen und kirchlichen Färbung bis zum Ende durchkämpfen. Und da es solchen neuen Schichten jeweilen an der ihr nötigen Zahl begabter Führer zu fehlen pflegt, mußte Fritz Amstein, der seiner ganzen Art nach nie Nein sagen konnte, sich seinen Leuten überall zur Verfügung stellen. So gehörte er während neun Jahren dem Bureau des Großen Rates an, arbeitete im Rat als Mitglied verschiedenster Kommissionen, wie der Prüfungskommission, der Budgetkommission, der Kommissionen betr. Wahlreform, Arbeitslosensfürsorge, Zentralbahnhof, Kirchengesetz und nahm für 1893 auch das Präsidium der Rechnungskommission auf sich. Welche Arbeit sich damit in der Partei und im freisinnigen Quartierverein St. Johann verband, dessen Vorsitz er ebenfalls innehatte, können sich nur Eingeweihte vorstellen. In gleicher Weise diente er den kirchlichen Vereinen und Behörden, dem Kirchenvorstand St. Peter, der Synode, und von 1902 bis 1909 auch der obersten kirchlichen Behörde, dem Kirchenrat. Daneben fand er erst noch Zeit, wichtigen andern Kommissionen sich zu widmen, wie der Aufsichtskommission des Basler Frauenspitals, deren arbeitsreiches Präsidium er während drei Jahren auf seine schon stark beladenen Schultern genommen hat, und dem Schweiz. Presseverein, dessen Vorsitz ihm von den Kollegen während zweier Amtsdauern anvertraut worden ist.

Seine Hauptliebe aber gehörte der Zeitung, die 1888 vom „Volksfreund“ zur „Nationalzeitung“ umgetauft worden war. Ihr diente er, mit den Verlegern in steter Freundschaft verbunden, nicht als Herr, sondern als erster Angestellter in

uneigennützigster Weise bis zum letzten Hauch. Und gerade da, bei seiner Redaktionstätigkeit zeigte es sich, daß ihm nicht der Kampf die Hauptsache war: er liebte die großen Wahlschlachten nicht, sondern überließ da die Feder lieber andern und freute sich, wenn die normalen Zeiten zurückgekehrt waren. Denn dann konnte er in Ruhe seinen unterhaltenden und in angenehmer Form bildenden Stoff zusammentragen, konnte den großen und kleinen Sorgen der Stadt mit seiner köstlichen, an Einfällen reichen Schreibart nachgehen und konnte vor allem in seinen besten Schöpfungen, in seinen „Plaudereien aus Basel“, den Ereignissen der Woche ein Licht geben, das nicht so leicht erlöschen wird. Langsam, aber sicher gewann er so auch die Herzen der Neuzugewanderten für unsere Stadt, zumal auch, wenn er im Basler Dialekt die Erlebnisse der gutmütigen Pechvögel und Dummeriane Dämperli und Glucksi schilderte oder in seinen tiefsten und glänzendsten Arbeiten vom alten Basel, seinen Häusern, seinem Licht und seinen Brunnen erzählte. Das einstige Kampfblättlein hatte er so in ein prächtiges Volksblatt umgewandelt, an dem sich Alte und Neue, Hoch und Niedrig gleich gern erlabten und erbauten.

Ein so wunderbarer Erzähler, dessen Humor einem tiefgütigen Herzen entströmte, gehörte nicht nur zum erwachsenen Volk, vor das er auch mit ungezählten Vorträgen trat, sondern gehörte speziell auch zur Kinderwelt. Und so war es kein Zufall, daß neben der Zeitung und der Familie seine Hauptliebe dem Kinderabend St. Peter gehörte. Über 25 Jahre ist er jeden Wintersonntagabend glücklich und selig zu seinen 600 Kindern im Bernoullianum geschritten und hat ihnen in unvergleichlicher Weise erzählt, was ihm an Ernstem und Heiterem die Stunde eingab; ja, als er schon nicht mehr Tag für Tag die Redaktionstätigkeit ausüben konnte, hat er bei den Kindern bis zum letzten Sonntagabend geweiht.

Daß ein solcher Mann auch ein trefflicher Familien-

und Hausvater sein mußte, versteht sich wohl von selber. Nicht nur besserte er mit seinem handwerklichen Können jeden Schaden im Hause mit eigener Hand aus und wendete seine spezielle Sorgfalt den vielen Uhren älteren und neueren Datums zu, sondern er schenkte auch der Familie jede Stunde, da ihn nicht die Pflicht an einen andern Ort wegrief. Freunde und Freundinnen seiner Kinder nahm er dabei wie eigene in seinem wohlthuenden Heim an der Friedensgasse auf und ließ sie als Zuhörer teilnehmen an den Erzählungen, mit denen er immer und immer wieder seine eigene Kinderschar beglückte, hieß sie auch willkommen an Ausflügen und Wanderungen, die er, ein köstlicher Reiseführer, mit den Seinen nach allen Himmelsrichtungen hin ausführte. Sein liebstes Wanderziel war ihm dabei, der jeden Winkel der Schweiz kannte und auch viele große und kleine Städte des Auslandes gesehen hat, der Vierwaldstättersee: volle vierzig Jahre hat er dem kleinen Gasthaus in Flüelen, wo er oft an schönen Oster- und Pfingsttagen mit den Seinen gewohnt hat, Treue gehalten.

Nur zwei Dinge bedrückten ihn in den letzten Lebensjahren: der zu frühe Tod seiner Frau und ein von Zeit zu Zeit sich meldendes, mehr lästiges als schmerzliches chronisches Altersleiden. Sonst aber galt für ihn das Wort der Apostelgeschichte (VIII, 39), das sein Freund Prof. Böhlinger seiner wundervollen Gedächtnisrede in der Peterskirche zugrunde legte: „Er zog aber seine StraÙe fröhlich.“ Ein tiefgütiger, grundbescheidener Mann von seltener Harmonie, voll Arbeitskraft und Arbeitsfreude, ist mit ihm am Sonntag, den 21. Mai 1922, friedlich ins Jenseits hinübergeschlummert; Basel, sein Basel aber, dem seine Liebe gehörte, und dessen Nöten und Schönheiten er sein ganzes Leben hindurch seine Feder und sein Wort geliebt hat, wird Fritz Amstein nicht vergessen.